

Sonderdruck aus

Gymnasium

Zeitschrift
für Kultur der Antike
und Humanistische
Bildung

Band 120 · Heft 1 · Januar 2013

Herausgegeben von
MARKUS JANKA
ANDREAS LUTHER
ULRICH SCHMITZER



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg
2013

chischer Epik auf der Grundlage der epischen Formelsprache. Im dritten Abschnitt „Poetic Affiliations of the Homeric Hymn to Aphrodite“ (16–28) beschäftigt O. sich dann zunächst mit dem chronologischen Verhältnis von Aphrodite-Hymnos und Demeter-Hymnos, ohne jedoch zu einem definitiven Ergebnis zu gelangen (24); zudem führt er Anklänge an den Aphrodite-Hymnos in hellenistischer und spätantiker Epik auf. Der vierte Abschnitt „Aphrodite and Sexuality“ (28–34) enthält eine kurze Interpretation des Aphrodite-Hymnos. Relativ ausführliche Abschnitte zu Metrik (34–42) und Textüberlieferung (42–51) schließen die Einleitung ab.

In der Konstitution des Textes des Aphrodite-Hymnos tritt O.s Bemühen zutage, eine ursprünglichere Textform herzustellen, als sie in den Handschriften überliefert ist: So schreibt er in h. Aphr. 9 anstelle von οὐ γὰρ οἱ εὐαδεν ἔργα (Mss) οὐ γὰρ οἱ ἄδε ἔργα, da er οὐ γὰρ φοι γάδε φέργα voraussetzt (136).³ In h. Aphr. 44 und 134 emendiert er das κέδν' εἰδυῖαν der Überlieferung zu κεδνά ἰδυῖαν mit der Begründung, er stelle damit „the older version of the formula“ wieder her (160).⁴ Die Form μητίας (h. Aphr. 249) erklärt er (258) als eine durch Verschreibung entstandene „non-form“, die in jedem Fall zu μητιδας emendiert werden müsse.

Für die kleinen Hymnen findet sich jeweils eine kurze Einleitung zu Beginn des Kommentars. Von dem kleinen Aphrodite-Hymnos (h. 10) bietet O. dankenswerterweise beide in den Handschriften überlieferten Rezensionen. In den beiden Hestia-Hymnen (h. 24, h. 29) restituiert O. durchweg die jonische Namensform Ἰοτιή nicht nur im Text, sondern auch im Hymnen-Titel.

Das Buch schließt mit einer Bibliographie (321–325) und einem knappen Index (327–328), der neben einigen Begriffen vor allem Eigennamen enthält. Aufgrund des schönen und übersichtlichen Layouts ist O.s Kommentar angenehm zu benutzen. Die Kommentierung wenigstens einer Auswahl der in der Forschung bisher eher stiefmütterlich behandelten kleinen Hymnen ist höchst willkommen. Ein moderner Kommentar zu allen kleinen homerischen Hymnen bleibt weiterhin ein Desiderat.

Düsseldorf

Martina Hirschberger

MICHAEL SQUIRE: *Image and Text in Graeco-Roman Antiquity*. Cambridge (Cambridge University Press) 2009. xxvi, 516 S. 142 s/w Abb., 25 Farbbabb. £ 75,-.

Die antike Kunstgeschichte, besonders das Verhältnis von Bild und Text, erfährt in der englischsprachigen Forschung seit einiger Zeit neue Aufmerksamkeit; exemplarisch sei hier auf die Arbeiten von Jas Elsner, Simon Goldhill, Zahra Newby oder Jocelyn Penny Small verwiesen. In einem weit gesteckten geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Rahmen ist ihnen das Bemühen um eine differenzierte Beschreibung des Vermögens der einzelnen Künste gemeinsam, das anstelle des althergebrachten Streits um die Vorherrschaft die historische Veränderlichkeit des Blickes fokussiert (wobei allerdings die Bildblindheit der Textwissenschaften deutlich stärker problematisiert wird als eine eventuelle ‚Leseschwäche‘ der Bildwissenschaften).

Auch die beeindruckende historische Studie von Michael S(quire) gehört in diesen Kontext. Sie widmet sich der Erforschung der Medienverhältnisse in der Antike

³ Auch in h. Aphr. 21 schreibt O. konsequenterweise ἄδε ἔργα.

⁴ Kurze Darlegung der sprachgeschichtlichen Problemlage bei Faulkner (129) ad h. Aphr. 44, der die überlieferte Lesart beibehält.

im Hinblick auf ihr Verhältnis zueinander und auf das jeweilige manipulative Vermögen von Bild und Text (7/8). Übergeordnetes Ziel ist es, die Detailstudien antiker Bildkunst fruchtbar zu machen für eine gegenwartsbezogene ‚visuelle Intelligenz‘, die Bildstrategien zu erkennen und manipulative Strategien zu unterlaufen vermag. Als Leserschaft scheint ein breites, an Fragen der Bildkultur interessiertes Publikum intendiert zu sein, wobei die Einzelstudien aufgrund ihres Voraussetzungsreichtums und ihrer Detailliertheit den Kreis wohl doch auf Studierende und Lehrende der Altertumswissenschaften einengen.

Das Buch besteht aus drei locker miteinander verknüpften Teilen, die durch Einleitung und Schlusswort zusammengehalten werden. Der erste und bei weitem umfangreichste Teil, „Words and Pictures in a (Post-)Lutheran Age“ (15–193), beginnt mit einer zunächst verblüffenden Hinwendung zur lutherischen Bildtheologie, in der S. die historische Trennung von Form und Inhalt, von äußeren und inneren Bildern findet, die sukzessive zur Abwertung des Bildes und zur Aufwertung des Logos als des einzigen Zugangs zu Gott geführt habe (37 ff.). Er sieht die Zurichtung des neuzeitlichen (europäischen) Forscherblicks primär in der protestantischen Bildkritik begründet und etwa bei Hegel oder auch in Lessings ‚Laokoon‘ exemplarisch ausformuliert. Bei aller Überzeugungskraft, die seinen Überlegungen innewohnt, wird letztlich nicht klar, weshalb die protestantische deutsche Ästhetik als so prägend beurteilt wird, dass sie alle älteren Modi des Umgangs mit bildlich-literären Kunstformen (von der platonischen Bildkritik bis zur ‚hieroglyphischen‘ Lesart in der Nachfolge des Horapollon) in ihrer Wirksamkeit dominieren sollte.

Ein empfehlenswertes Gegenmittel gegen die verbreitete Begriffsunschärfe ist S.s Kapitel über die Theoriebildung zur Beschreibung bildlich-literärer Formen (120–146). In klarer, gut nachvollziehbarer Diktion zeichnet er die Forschungsgeschichte der letzten Jahrzehnte nach und arbeitet die Spezifika und Vorannahmen heraus, die mit den Begriffen Ekphrasis, Bildbeschreibung, Buchillustration und *illustratio/illuminatio* verbunden werden.

Der zweite Teil, „Cohabitation, Collaboration and Competition“ (197–293), stellt die Frage nach dem Verhältnis der Künste anhand von Fallstudien zu Sperlonga und Assisi. An beiden Orten sind Texte und Bilder materiell eng miteinander verbunden: Im sogenannten ‚Haus des Propertius‘ in Assisi bestimmen Bilder und Texte in beinahe emblematischer Verknüpfung die Wandgestaltung. In der Grotte von Sperlonga wirft ein spätantikes lateinisches Epigramm in vergilischer Diktion, das zwischen den berühmten Skylla- und Polyphem-Skulpturen gefunden wurde, ein neues Licht auf die Geschichte der Grotte. Die vielfältigen medialen Überlagerungen, die sich zwischen den Skulpturen, ihrer Beschreibung, dem Epigramm und dem Œuvre Vergils ergeben (das Epigramm beginnt mit *Mantua si posset* und geht als veritabler Vergilento weiter), werden von S. differenziert und überzeugend nachgezeichnet. Es wird deutlich, wie der oft genannten Uneindeutigkeit des Bildes eine analoge, durch Intertextualität vermittelte Ambiguität des Textes entgegenstehen kann. Die daraus resultierende Pluralität der Sichtweisen, die S. herausarbeitet, ist anregend, hinterlässt aber gelegentlich auch den Eindruck des ‚anything goes‘: Hier wäre eine Zuspitzung der Aussagen, eine Zusammenfassung und Pointierung am Ende der Kapitel hilfreich gewesen.

Der dritte Teil, „The Dynamics of Transitive Exchange“ (297–428), gilt Bildern und Texten, die aufeinander Bezug nehmen, ohne in einem konkreten Medienzusammenhang aufeinander hin konstruiert und gemeinschaftlich sichtbar zu sein. In zwei Fallstudien beschäftigt der Autor sich mit der Darstellungstradition der unglücklichen Liebesgeschichte von Polyphem und Galatea sowie mit den Stilleben in der kampanischen Wandmalerei. Man könnte einwenden, dass beide gut ohne Text auskommen

oder dass die Geschichte Polyphems in der Antike vielleicht als medienunspezifisches gedankliches „Konzept“ präsent gewesen sei, das keinem der beiden Medien explizit zuzuordnen wäre und sich damit dem Themenbereich des Buches entziehe. Beidem hält S. Philostrats *Imagines* entgegen, in denen er die Überlagerung visueller und sprachlicher Referenzrahmen konstatiert: Sie forderten von ihrem Publikum eine Kultur, die visuelle und sprachliche Sensibilität verbinde und Wissen aus beiden Bereichen in gleicher Weise abrufen und kombinieren könne. Nur der nachlutherische Logozentrismus und die disziplinäre Einengung, so die eingangs formulierte und hier forcierte These des Autors, habe den idealen Betrachter vom idealen Leser getrennt, was den werkangemessenen Umgang mit antiker Kunst erschwere.

Der Band schließt mit einem konzisen Schlusswort, einer umfassenden, nicht allein auf die englischsprachige Welt beschränkten Bibliographie, Stellen- und allgemeinem Index. Das Lektorat ist sorgfältig; Typographie und Druckqualität hervorragend. Der gut verständliche, der britischen Tradition verpflichtete Stil ist klar, unprätentiös und durchaus unterhaltsam. Antike Texte werden, was nicht selbstverständlich ist, sowohl in englischer Übersetzung als auch in der Originalsprache zitiert. Das Buch ist leider nicht billig, aber es ist sein Geld wert. Es ist Lesern aus allen altertumswissenschaftlichen Disziplinen wärmstens zu empfehlen.

Tübingen

Anja Wolkenhauer

CHRISTINE LUZ: *Technopaegnia*. Formspiele in der griechischen Dichtung. Leiden (Brill) 2010. Mnemosyne Supplements: 324. XXI, 443 S. € 152,-.

Der Begriff *technopaegnon* wird von Klassischen Philologen gemeinhin mit Bezug auf Figurengedichte wie etwa Simias' Beil und Theokrits Syrix verwendet, deren Wörter so angeordnet sind, dass sie den im Gedicht thematisierten Gegenstand abbilden. In der Antike ist das Wort allerdings nur einmal als Titel für eine Gedichtsammlung des Ausonius belegt, deren Verse ausschließlich auf Monosyllaba enden. Wie Ausonius in seiner Prosavorrede bemerkt, spiegelt der Titel die das Büchlein prägende Kombination von Kunstfertigkeit (*technē ~ ars/labor*) und Spiel (*paignion ~ lusus*) wider (*libello technopaegonii nomen dedi, ne aut ludum laboranti aut artem crederes defuisse ludenti*). In Anlehnung hieran bezieht Christine Luz (L.) den Begriff auf Formspiele jeglicher Art: „*technopaegnia* sind [...] literarische Erzeugnisse, deren Pointe in einem besonderen technischen Merkmal besteht“ (XVI–XVII). Den Gegenstand ihrer Untersuchung bilden demnach folgende Phänomene: Akrosticha, Abcendaria, Buchstabenverse (diese beginnen und enden mit demselben Buchstaben), Silbenverse (die erste und letzte Silbe bilden ein Wort), Alphabetverse (jeder Buchstabe erscheint mindestens einmal), *χαλινοί* (jeder Buchstabe kommt genau einmal vor), Anagramme, Palindrome, rückläufige Verse (sind in beide Richtungen metrisch lesbar), Lipogramme (ein bestimmter Buchstabe darf nicht erscheinen, z. B. asigmatiische Verse), Isopsephie (der von den Buchstaben gebildete Zahlwert gewisser Ausdrücke oder Verse ist identisch) sowie die sechs eingangs erwähnten Figurengedichte.

Das von L. sorgfältig gesammelte und systematisch kategorisierte Material bietet einen faszinierenden Einblick in die teilweise äußerst diffizilen Spielereien griechischer Dichter. Man denke nur an die (leider nicht überlieferte) lipogrammatistische Ilias des Nestor von Laranda, in deren 24 Büchern stets der dem jeweiligen Gesang entsprechende Buchstabe vermieden wird (also kein α in Buch 1, kein β in Buch 2